

→ Sie zeigt gerade auch in ihrem Hinweis auf die Dringlichkeit der Situation, dass die theologische und pastorale Ausklammerung von Fragen wie den eben genannten auf Dauer zu Aporien führt, die sich selbst verstärken.

Nicht erst seit dem im vergangenen Oktober veröffentlichten *Rapport CLASE* wurde auch die französische Kirche von der Missbrauchskrise erschüttert. Zu den in diesem Bericht genannten systemischen Zusammenhängen kommt in Frankreich als spezifische Dimension der langjährige große Einfluss neuer geistlicher Gemeinschaften hinzu, die von der Krise besonders betroffen sind, und denen die Journalistin Céline Hoyeau unlängst eine vielbeachtete Studie gewidmet hat.

Der Altmeister der französischen Theologie und emeritierte Erzbischof von Straßburg, Joseph Doré, hat vor kurzem einen umsichtigen, theologisch reflektierten Rückblick auf die Entwicklungen der vergangenen Jahrzehnte vorgelegt. Darin benennt er die Krisensymptome, analysiert ihre Gründe und umschreibt die damit verbundenen Herausforderungen. Er verknüpft diese Analyse aber auch mit der Perspektive des oft noch ungehobenen Potentials vieler älterer und neuerer Anregungen und Aufbrüche, die allerdings nunmehr einer gesamtkirchlichen Unterstützung und Verstärkung bedürften. So ist der Titel des Buches von Joseph Doré anspruchsvolles und synodales Programm für künftige Entwicklungsmöglichkeiten auf allen Ebenen des kirchlichen Lebens: „Das Heil der Kirche liegt in ihrer eigenen Konversion.“

Michael Quisinsky, Dr. theol., ist Professor für Systematische Theologie an der Katholischen Hochschule Freiburg. Zuletzt erschien von ihm „Kirche und Welt – neu entgrenzt“ (mit Bernd Hillebrand; Matthias Grünewald Verlag, Ostfildern 2022).

Nichts lässt sich „wegostern“, aber ...

Auferstehung erinnern und Auferstehung feiern, heißt gerade nicht: Schwamm drüber!

Von Andreas R. Batlogg

Wegostern: Ende Februar stolperte ich über dieses Verb. Heribert Prantl, jetzt Kolumnist, zuvor jahrzehntelang für Innenpolitik zuständig und Mitglied der Chefredaktion der *Süddeutschen Zeitung*, schrieb in einem Kommentar zur Rückkehr von Kardinal Rainer Maria Woelki aus dessen fünfmonatiger, vom Papst verfügten Auszeit: „Das Ostern der Kirche, also die Auferstehung des Vertrauens, kommt nicht von selbst; sexuelle Gewalt lässt sich nicht wegostern. Da braucht es mehr, da braucht es anderes als eine kurze Auszeit mit anschließendem Weitermachen. Da braucht es markante Zeichen. Da braucht es Umkehr und einen neuen Anfang.“

Zwei Monate später hielt Prantl in der Münchener Jesuitenkirche eine vielbeachtete Fastenpredigt zum Thema „Umkehr der Kirche“. Sie kann nachgelesen und nachgehört werden. Im Manuskript findet sich ein Satz nicht, den Prantl beim Vortragen ergänzte: „Es gibt den Glauben, es gibt den Glauben an den Ostersonntag. Und ich lasse mir den Glauben daran nicht nehmen. Dieses Ostern der Kirche, die Auferstehung des Vertrauens.“

Ich lasse mir den Glauben daran nicht nehmen... Trotz fast war das gesagt. Aber auch entschieden – von einem, der mit seiner Wort- und Sprachgewalt re-

publikweit Gehör findet. Und auch ganz anders reden könnte, Anlässe dafür gibt es ja genug in der Kirche. Bis hin zur letzten Konsequenz: dem Austritt. Auch hier setzte Prantl einen Kontrapunkt, der im Manuskript nicht aufscheint, den er aber über diese, „meine katholische Kirche“ sagte, „der ich trotz meines Zorns über sie angehöre und aus der ich auch nicht austrete, weil man aus seinem Leben nicht austreten kann.“ Nicht alle, die so oder so von der Kirchenkrise betroffen sind, können diese Konsequenz ziehen. Heribert Prantl aber zieht sie. Das wird nicht allen seinen treuen Leserinnen und Lesern gefallen.

Niemand war dabei, damals, am Ostermorgen. Und noch nie kam einer zurück von den Toten. Die Auferstehung Jesu wurde bezeugt. Von Maria Magdalena, die den Auferstandenen zuerst für den Gärtner hielt. Von den beiden Jüngern, die auf ein leeres Grab trafen. Von den anderen Jüngern, in deren Mitte der Auferstandene wieder und wieder trat – und sie erinnerte an das, was er gesagt hatte. Von den beiden, die unterwegs waren nach Emmaus ... Es dauerte. Es dauerte, bis allen dämmerte: Ja, Jesus hat doch gesagt ...

Seit über 2000 Jahren wird dieser Glaube bezeugt. Und er wird immer wieder und immer noch bezeugt. Hoffnung,

Perspektive, Zuversicht kann der Glaube an die Auferstehung geben. Glauben wir daran? Wirklich – und wirksam?

Auferstehung, Ostern: Das ist ja nicht irgendeine Glaubenswahrheit unter anderen! Der tot war, lebt – und wir sind auf seinen Tod getauft, um mit ihm zu leben. Jetzt – und dann einmal, nach dem Tod, für immer.

Es mag schon sein, dass sich die „Agonie“ der Kirche fortsetzt, dass wir einen schier nicht enden wollenden Karfreitag haben. Der Karfreitag mündet bekanntlich in den Karsamstag: Totenruhe, Totenstille. Wie lange dauert sie an? Kommt ein Ostermorgen?

„Wegostern“: Ausradieren, ungeschehen machen lässt sich nicht, was war. Auferstehung erinnern, Auferstehung feiern, Auferstehung begehen heißt nicht: „Schwamm drüber!“ Aber wir haben auch die Pflicht, daran zu erinnern: Aufpassen, aufpassen – da gibt es etwas!

Und wenn diese Botschaft noch so kraftlos erscheinen mag: Wenn wir sie verschweigen, nur verschämt verkünden, dann geben wir unseren Glauben auf. Wir verraten ihn. Weil wir ihn verkürzen auf eine diesseitige Wellness-Wohlfühlreligion – ohne Verweis auf eine jenseitige, transzendente Dimension. Die haben wir nicht erfunden, sie uns nicht selbst ausgedacht. Verfügen können wir darüber nicht. Aber davon reden: Das müssen wir! Gleichwohl stimmt: „Wegostern“ lässt sich nichts.

Der Auferstandene trägt Wundmale. Sie erinnern daran: Da war was! Schon allein optisch! Die Wundmale des Auferstandenen weisen zurück zum Karfreitag, an das Kreuz, auf Golgotha, an das Leid, an die Qual, an den Tod. Aber der hat nicht das letzte Wort. Lassen wir dem auferstandenen Herrn das letzte Wort. Es geht um die Auferstehung des Vertrauens!

Andreas R. Batlogg, Dr. theol., ist Jesuit und Publizist in München.

Welche Freude war das mit dem Seifenblasen: Wie diese zarten Gebilde magisch vor einem entstehen und schweben, wie sie unterschiedlichste Lichteffekte spiegeln und die Farben des Regenbogens tanzen lassen. Es ist eine Erinnerung an die kindliche Entdeckung der Welt, aber auch Erwachsene staunen über die prismatische Brechung des Lichts in die bunte Vielfalt der Farben. Besonders von Künstlern lässt sich da viel lernen: das Spiel der Kontraste nicht erst seit El Greco, Caravaggio oder Rembrandt. Ein Leonardo, eine Runge oder Kandinsky – sie waren fasziniert von der (Nicht-)Farbe „Weiß“. Paul Klee meinte, „das Weiß-gegebene (sei) das Licht an sich“.

Die Null-Farbe als solche darzustellen, wagte vor gut hundert Jahren Kasimir Malewitsch: „Weißes Quadrat auf weißem Grund“. Er selbst schreibt dazu: „Das beglückende Gefühl der befreienden Gegenstandslosigkeit riss mich fort in die ‚Wüste‘, wo nichts als die Empfindung Tatsächlichkeit ist.“ Alle Materialität ist wie aufgehoben. Wie



Blütenweiß

in der Kunst so im Leben: Die „weiße Handlung“ wird angestrebt, der Zusammenklang der vielen Farben im reinen Licht, der Ineinfall der Gegensätze. Weiß ist „voller Möglichkeiten ... Es ist ein Nichts, welches vor dem Anfang, vor der Geburt ist“ (Kandinsky) – und lässt alles neu sehen, in farbigster Entfaltung dann. Noch in der schlichtesten Reklame von Wäscherei, Reinigung und auch Kosmetik wird etwas von dieser Sehnsucht nach „Lauterkeit“ und Reinheit angesprochen.

Acht Tage gingen die in der Osternacht getauften Erwachsenen in weißen Gewändern, bis zum „Weißen Sonntag“. Wie heute noch zum Beispiel bei der Hochzeit in Weiß drückt die Kleidung

den Wandel aus. Taufe ist ja Lebenswende, und wurde deshalb auch Erleuchtung genannt. Man darf ruhig von Aufklärung sprechen. „Weiß wie Schnee“ gehört zur biblischen Beschreibung jeder Gottesbegegnung. Die alte Hildegard von Bingen schreibt: „In diesem Licht sehe ich zuweilen ein anderes Licht, das mir das ‚Lebendige Licht‘ genannt wird. Wann und wie ich es schaue, kann ich nicht sagen. Aber so lange ich es schaue, wird alle Traurigkeit und Angst von mir genommen, so dass ich mich wie ein junges Mädchen fühle und nicht wie eine alte Frau.“ Einer der gewaltigsten Mystik-Texte von heute stammt von Michel de Certeau und trägt den Titel

„Weiße Ekstase“. Es sind jene Erfahrungen, wo uns wortwörtlich Hören und Sehen vergeht, weil Gottes Ankunft selbst alles durchblendet wie in den Ostergeschichten Jesu und seiner „Verklärung“.

Ob auf diese Dimension nicht alles abzielt: auf den Klang in der Stille, das Schweigen in der Sprache, das Leer- und Erfülltwerden in der Meditation, die reine Präsenz im Hier und Jetzt? Meditieren vor der weißen Wand, Gott „sehen, als sähe man ihn nicht“ (*Hebr 10,27*). Weißer Werktag also, durchaus mit Schmutzflecken noch auf den Kleidern, und meist in prismatischer Brechung noch: „Gott wird Welt im farbig Bunten“ (Hermann Hesse). Auf dem Grabstein von Paul Klee steht seine Notiz: „Diesseitig bin ich gar nicht fassbar, denn ich wohne grad so bei den Toten wie bei den Ungeborenen. Etwas näher dem Herzen der Schöpfung als üblich. Aber noch lange nicht nahe genug.“

Gotthard Fuchs, Dr. phil., ist Priester und Publizist in Wiesbaden.